

»...ein Reden und ein Denken, das nicht wir haben«. Zur Figur der indirekten Rede bei Maurice Merleau-Ponty

EMMANUEL ALLOA

»Alle Erklärung muß fort, und nur Beschreibung an ihre Stelle treten.«¹ Der Satz ist von Wittgenstein und könnte doch genauso gut von Husserl stammen. Jene radikale Blickwendung, die die Phänomenologie fordert, besteht zunächst (und darin unterscheidet sie sich von dem wittgensteinschen Vorhaben nicht) in einer grundlegenden Veränderung der philosophischen Praxis. Die Deduktion muss zurücktreten hinter die Deskription, die Auslegung hinter die strenge und reine Beschreibung dessen, was erscheint. Unermüdlich betont Husserl, die Theorie müsse stets »von unten anfangen«,² im Erscheinenden selbst, um so tatsächlich zu einer ›schauenden Philosophie‹ zu gelangen, die Evidenzen produziert. Denn, so Husserl 1907 in *Die Idee der Phänomenologie*: »Ein Schauen läßt sich nicht demonstrieren; der Blinde, der sehend werden will, der wird es nicht durch wissenschaftliche Demonstrationen; physikalische und physiologische Farbentheorien ergeben keine schauende Klarheit des Sinnes von Farbe, wie ihn der Sehende hat.«³ Es gilt also, sich erneut dessen zu versichern, was uns stets gegeben

-
- 1 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, § 109.
 - 2 Edmund Husserl: *Husserliana*, Den Haag: Nijhoff 1950ff., Bd. XVI, S. 7 (im Folgenden Hua abgekürzt).
 - 3 Hua Bd. II, S. 6.

ist und dennoch ›uneinsichtig‹ bleibt, die Phänomene zur Sprache zu bringen in einer deskriptiv verfahrenen und die Frage der realen Geltung einklammernden *Phänomenologie*. So lautet bekanntlich das husserlsche Programm.

Denn wie nun konkret diese Rückkehr zu einer ›reinen Beschreibung‹ der Dinge selbst, wie sie erscheinen, zu vollziehen ist, bleibt damit noch offen. »[D]ie ganze Kunst« heißt es noch einmal in *Die Idee der Phänomenologie*, »besteht darin, rein dem schauenden Auge das Wort zu lassen«.⁴ Bis in die Metaphorik indessen führt diese zweifellos reizvolle Formel die Notwendigkeit einer Versprachlichung des noch Vorprädikativen vor. Wie kann tatsächlich eine sprachliche Deskription erreicht werden, die nicht wiederum in Gefahr gerät, explikativ zu sein oder gar thetisch vorzugehen, dasjenige also setzt, was sie selbst zu beschreiben hat? Um zu vermeiden, die Erscheinungen zu reifizieren, müssen sie als Inhalte eines Bewusstseins aufgefasst werden, das selbst, wie Husserl sagt, den »verschwiegenen Beziehungspunkt«⁵ darstellt und als solcher folglich nicht erscheint. Die Kritik des Psychologismus, die ihm jedoch bald entgegen gehalten wird, nötigt ihn zu einer entschiedenen Zurückweisung der Annahme, die Phänomenologie beschränke sich auf eine reine Beschreibung der dem Bewusstsein immanenten Inhalte. Die Redeweise, der »Gegenstand sei *bewußt, im Bewußtsein, dem Bewußtsein immanent* u.dgl. [leidet] an einer sehr schädlichen Äquivokation«⁶ schreibt Husserl in den *Logischen Untersuchungen*, da durch den sprachlichen Akt verfestigt werde, was beständig im Fluss sei. Durch die »Unangemessenheit der Worte«⁷ führt jede Beschreibung unweigerlich zu einer »objektivierenden Auffassung«⁸. So sehr die Phänomenologie betont, die direkte, ›originäre Anschauung‹ sei ihre einzige Wissensquelle, so sehr kämpft Husserl mit der Frage einer adäquaten Thematisierung, die dem Erscheinungscharakter treu bliebe. Wenngleich gefordert wird, die deskriptive Phänomenologie dürfe die Alltagssprache nicht verlassen, liegt für Husserl eben darin die Achillesferse jeder Phänomenologie.

4 Ebd., S. 62.

5 Hua Bd. XIX/1, S. 362.

6 Ebd., S. 388.

7 Ebd., S. 382, Anm. 2.

8 Ebd., S. 391.

»Wo nicht das phänomenologische, sondern das naiv-gegenständliche Interesse herrscht, wo wir in den intentionalen Akten leben, statt über sie zu reflektieren, da wird natürlich alle Rede schlicht und klar und ohne Umschweife. [...] Wo aber das phänomenologische Interesse maßgebend ist, da laborieren wir an der Schwierigkeit, phänomenologische Verhältnisse [...] mittels Ausdrücken beschreiben zu müssen, die auf die Sphäre des normalen Interesses, auf die erscheinenden Gegenständlichkeiten abgestimmt sind.«⁹

Wie ist also zu sprechen, wenn jede Rede reifizierend und inadäquat ist? Muss man die Versprachlichung aufgeben, wenn jedes Wort bereits ein *logos ti kata tinou* ist, ein etwas von etwas sagen? Husserl noch einmal: »Müssen wir uns zurückziehen auf das absolute Jetzt? Natürlich hat es dann auch mit allem Aussagen ein Ende.«¹⁰ Das Ideal der koinzidierenden Rede ist letztlich, suggeriert Husserl, nur im Schweigen zu erreichen. In den Vorträgen *Die Idee der Phänomenologie* gesteht ihr Autor ein, die Aporien der Beschreibung führten in letzter Konsequenz in die Nähe der »Rede der Mystiker«¹¹. Übrig bliebe lediglich eine hinweisende Rede, eine reine Deixis, ein – wie es auch Wittgensteins *Tractatus* nahe legt – bloßes Zeigen; die phänomenologische Rede würde sich in einem monstrativen Imperativ erschöpfen. Mit Husserls eigenen Worten: »Man kann da nichts weiter sagen als: siehe!«¹².

Dieses radikale Verstummen, das sich hier als Konsequenz einer rigorosen Durchführung des phänomenologischen Vorhabens ergibt, beschäftigt nicht nur Husserl, es wird ebenfalls bei dem wohl prominentesten Weiterführer seines Erbes in Frankreich,

9 Ebd., S. 48.

10 Hua Bd. X, S. 342.

11 Hua Bd. II, S. 62.

12 Hua Bd. X, S. 432. Die Parallelen zu Wittgensteins Satz sind frappierend: »Denk nicht, sondern schau!« (PU §66). Vgl. dazu auch den Beitrag von F. Goppelsröder in diesem Band. Für eine angemessene Thematisierung des Deskriptionsbegriffs, der an dieser Stelle abgebrochen werden muss, sei verwiesen auf Ernst Wolfgang Orth: »Beschreibung in der Phänomenologie Edmund Husserls«, in: *Perspektive und Probleme der Husserlschen Phänomenologie, Phänomenologische Forschung* 24/25, Freiburg/München: Alber 1991, S. 8-45. Vgl. ferner Manfred Sommer: *Husserl und der frühe Positivismus*, Frankfurt a. M.: Klostermann 1985, insbes. S. 299-312.

Maurice Merleau-Ponty, thematisch. »Der Philosoph spricht« schreibt Merleau-Ponty in dem unvollendeten Spätwerk *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, »doch dieses Sprechen ist eine Schwäche in ihm, eine unerklärliche Schwäche: er sollte schweigen, schweigend eins werden und im Sein eine Philosophie wiederfinden, die schon fertig vorliegt.«¹³ Mit diesem Bekenntnis, das die Phänomenologie in die Nachbarschaft hesychastischer Schweige-philosophie rücken lässt, ist das letzte Wort allerdings noch nicht gesprochen. Husserl belässt es keineswegs bei dem ›Man kann da nichts weiter sagen als: Siehe!‹, sondern setzt gleich im Anschluss in einem Akt, der einem performativen Selbstwiderspruch gleich kommt, seine Beschreibungen fort, als Beweis gleichsam, dass das Schweigen der Philosophie stets nur als Grenze dienen kann. Auch bei Merleau-Ponty blitzt das Einswerden in der Stille nur momenthaft als Möglichkeit auf, um anschließend sogleich als letztlich unhaltbare Position aufgedeckt zu werden. Denn in der Tat widerspricht der Gedanke, im Schweigen »eine Philosophie wieder[zufinden, die schon fertig vorliegt« (*une philosophie déjà faite*) der merleau-pontyschen Überzeugung von Grund auf.

Es gibt, so Merleau-Ponty, nirgendwo *une philosophie toute faite*, weder in der Schrift noch im gesprochenen Wort und ebenso wenig im Schweigen. Fern davon, eine quietistische Weltflucht zu sein, noch in einer stillen Übereinkunft mit dem Sein zu münden, bestehe die Philosophie vielmehr aus einer beständigen, »absurden Bemühung«¹⁴, die immer wieder scheitert und darum von Neuem anheben muss, das »Erscheinen von etwas dort [zu beschreiben], wo vorher nichts oder etwas anderes war«¹⁵. Die Aufgabe der Deskription aus Husserls früher statischer bzw. vorge-netischer Phänomenologie verlagert sich und zum Leitsatz wird nun eine Stelle aus den späten *Cartesischen Meditationen* erhoben: es geht um »die stumme Erfahrung, die nun erst zur reinen Aussprache ihres eigenen Sinnes zu bringen ist«¹⁶.

13 Maurice Merleau-Ponty: *Le visible et l'invisible, suivi de Notes de travail*, hrsg. v. Claude Lefort, Paris: Gallimard 1964, S. 164 (dt. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, gefolgt von Arbeitsnotizen, München: Fink 1986, S. 166).

14 Ebd., frz. S. 166/ dt. S. 166.

15 Ebd., frz. S. 168/ dt. S. 167.

16 Hua Bd. I, S. 77.

Doch wenn die Erfahrung tatsächlich noch »stumm« ist bzw. die Wahrnehmungswelt aus Dingen besteht, die, wie Merleau-Ponty schreibt, »nicht sprechen«,¹⁷ was bedeutet dann die Aussprache ihres *eigenen* Sinns? Gibt es eine philosophische Alternative zwischen dem präpositionalen Sagen, das – um einen Titel von Francis Ponge zu parodieren – *im Namen* der Dinge spricht, und einem demonstrativen Verstummen, das eine grundsätzliche Unsagbarkeit von Welt postuliert? Bei seinen Erkundungen eines dritten Weges, der die bereits bei Husserl auftauchenden Aporien vermeidet und an die Stelle des Sagens ein Sprechenlassen setzt, stößt Merleau-Ponty auf den Begriff der »indirekten Sprache« sowie auf den der »indirekten Philosophie«,¹⁸ deren Motiv analysiert und mit linguistischen sowie ästhetischen Fragen verknüpft werden soll.

*

Indirekte Rede ist zunächst kein philosophischer Denktopos, sondern eine formalisierbare grammatische Form, die in der Rhetorik ebenfalls unter dem Namen *oratio obliqua* bekannt ist. Der Originalwortlaut, dessen Autonomie in der *oratio recta* durch die Anführungszeichen garantiert ist, wird in der *oratio obliqua* zu einer Proposition umgebildet, wobei die Personalpronomina (*ich, du, er, sie*) und die deiktischen Adverbien (*hier, heute, jetzt*) durch kontextunabhängige Bezeichnungen ersetzt werden. Jede Sprache besitzt ferner spezifische sprachliche Marker, um den Übergang von der direkten zur indirekten Rede kenntlich zu machen. Im Deutschen findet eine Verschiebung des Verbs vom Indikativ zum Konjunktiv statt, im Englischen und Französischen etwa eine Verschiebung der Zeitform. Umgekehrt kann, wer dieses Verfahren und die Regeln in der jeweiligen Sprache kennt, unschwer einen indirekten Satz wieder in einen direkten rückübersetzen; eine Übung, die bei Fremdsprachenlehrern besonders beliebt ist. Damit

17 M. Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare, frz. S. 167/ dt. S. 166.

18 Die früheste Erwähnung dieses Motivs ist der Aufsatz »Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens« (1952), in: M. Merleau-Ponty: Das Auge und der Geist. Philosophische Essays, Hamburg: Meiner 2003, S. 111-175.

beträfe die Unterscheidung zwischen *oratio recta* und *obliqua* lediglich die Form, tangiert aber nicht deren Inhalt.

Dass man an dieser Annahme zumindest Zweifel hegen kann, wird an folgendem Satzbeispiel deutlich: *Ödipus sagte, seine Mutter sei schön*. Der Fremdsprachenstudent wird beflissentlich den Satz rückübersetzen in: *Meine Mutter ist schön*. Wer Ödipus Biographie allerdings kennt, wird wohl eher auf eine Äußerung schließen wie: *Jokaste ist schön, Meine Frau ist schön* oder *Die Mutter meiner Kinder ist schön*. Je nach Interpretation des Ursprungssatzes wird die Bezeichnung des Subjekts der wiedergegebenen Rede entweder dem ursprünglichen Redner oder aber dem Berichterstatter zugeschrieben; die Rhetorik spricht im ersten Falle von einer Rede *de facto*, im zweiten von einer Rede *de re*.¹⁹ Michail Bachtin sah darin einen Beweis, dass der Prozess der ›Indirektisierung‹ unumkehrbar ist. Andere haben diesen Sprachmechanismus ihrerseits als ein Beispiel aufgefasst, um die Unterscheidung in ›use‹ und ›mention‹ zu erklären. Ähnlich wie der Unterschied zwischen der Proposition ›Mein Knie schmerzt‹ und der Proposition ›Das Wort ›Knie‹ hat vier Buchstaben‹ unmittelbar einleuchtet, müsse man die indirekte Rede als eine Proposition auffassen, die sich damit begnügt, ein Sprachelement zu *erwähnen* bzw. *wiedergegeben*. Bei einer derartigen bloßen Wiedergabe einer fremden Rede werde dessen Wahrheitswert weder bejaht noch verneint und der Sprecher behielte sich die Möglichkeit vor, sich die Proposition zu Eigen zu machen bzw. sie als seine zu *verwenden*.

In *How to do things with words* erklärt Austin, Sprechakte verlöre ihre kommunikative Funktion, ihre *illocutionary force*, sobald sie als fremde Rede wiederholt (zitiert und rezitiert) werden. Durch diesen Szenenwechsel (*sea-change*) erfahren die Sprechakte Austin zufolge eine regelrechte illokutionäre Entkräftung oder *etiolation*.²⁰ Damit übernimmt der Sprachwissenschaftler einen terminus technicus aus der Biologie, der zu Deutsch ›Vergeilung‹ heißt und beschreibt, wie die Stengel regelrecht ins Kraut schießen und saft-

19 Vgl. Florian Coulmas: »Reported speech. Some general issues«, in: ders. (Hg.), *Direct and Indirect Speech*, Berlin u.a.: Mouton, de Gruyter 1986, S. 1-28, S. 3f.

20 Vgl. John L. Austin: *How to do Things with Words* (1962), Oxford: University Press 1975, S. 22.

und kraftlos werden.²¹ Auf die Sprache übertragen ist damit gemeint, dass der Sprechakt seine performative Kraft einbüßt: Ein Versprechen, das von einem anderen berichtet wird, ist kein Versprechen. Die *parole parlante*, würde Merleau-Ponty sagen, wird zu einer *parole parlée* und mit Benveniste kann man von einer Verschiebung von *lokutiven* zu *delokutiven* Sätzen sprechen, von ausgesprochenen Sätzen zu Sätzen, von denen man spricht.

Damit wird die offene Frage zwar verschoben, nicht aber gelöst. Denn in diesem *re-entry* des Gesagten unter neutralisiertem Vorzeichen bleibt die Dichotomie von Redenden und Schweigenden unangetastet und die Souveränität des Sprechaktes ungebrochen. Zwischen direkter und indirekter Rede, zwischen Sätzen in der ersten und Sätzen in der dritten Person gibt es indes noch eine weitere Zwischenform, die in der europäischen Sprachwissenschaft seit Ende des 19. Jahrhunderts diskutiert wird.

*

1887 stellt Adolph Tobler zum ersten Mal in einem Artikel für die *Zeitschrift für Romanische Philologie* fest, dass es zur Wiedergabe fremder Äußerungen eine dritte syntaktische Form gibt, die Tobler als »eigentümliche Mischung aus direkter und indirekter Rede«²² bezeichnet. Diese Mischform sei daran erkennbar, dass sie *den Ton und die Reihenfolge der Wörter* aus der direkten Rede übernimmt, von der indirekten hingegen *die Zeiten und die Personalendungen der Verben*.²³

21 Vgl. hierzu Uwe Wirth: »Prolegomena zu einer allgemeinen Greffologie« in: ATOPIA 9 (2006), Thema »greffe/graft/graphium« (<http://www.atopia.tk/index.php/greffe9/ProlegomenazueinerallgemeinenGreffologie.html> (Stand 1. November 2006)).

22 Vgl. Adolph Tobler: »Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik«, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* (1887), Bd. XI, S. 433-461, hier S. 437. Vgl. auch den späteren Aufsatz: Adolph Tobler: »Mischung indirekter und direkter Rede in der Frage«, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* (1900), Bd. 24, S. 130-132.

23 Nicht umsonst fiel diese Eigenart einem Romanisten auf, da sie in der französischen Sprache bis zu La Fontaines Fabeln zurückzuverfolgen ist. Auf Deutsch taucht sie, als gewollter Kunstgriff und offensichtlich unter dem Einfluss von Zola, zum ersten Mal prominent in den 1901 veröffentlichten »Buddenbrooks« von Thomas Mann auf.

In *Marxismus und Sprachphilosophie* (einem Werk, das heute im deutschen Raum noch immer fälschlicherweise Valentin Vološinov zugeschrieben wird, obwohl Jakobson gute Gründe vorbrachte, dass es sich dabei um eine von Michail Bachtin unter fremdem Namen veröffentlichte Studie handelt) wird Toblers Konzept von der Mischung syntaktischer Formen einer harschen Kritik unterzogen: »[...] wir haben keine bloß mechanische Mischung oder arithmetische Zusammenlegung von zwei Formen vor uns, sondern [...], eine *besondere Richtung* in der Dynamik der Interaktion von Autorenrede und fremder Rede.«²⁴ Diesem chiastischen Verhältnis ist andererseits ebenso wenig Rechnung getragen, wenn man, wie Eugen Lerch, jede Selbst-Fremd-Unterscheidung aufgibt. Mit dem Schlagwort ›Rede als Tatsache‹ hatte Lerch darauf aufmerksam machen wollen, dass jene dritte Sprachform zwischen direkter und indirekter Rede keine Wortwiedergabe, sondern eine umstandslose Übernahme einer Proposition darstellt, deren Gültigkeit unhinterfragt bleibt. Während die indirekte Sprache noch eine metasprachliche oder delokutive Komponente behielt, wird das Wiedergegebene hier selbst zum lokutiven Satz und in dieser völligen Distanzlosigkeit wird auch jede Fremdheit eingeebnet. Dass sich diese völlig neue sprachliche Gestalt nicht als eine formale Übereinanderlegung zweier bekannter Formen erklären lässt, sah auch Theodor Kalepky, der diese Neubildung als eine von direkter und indirekter Rede gänzlich getrennte und eigenständige Form zu bestimmen suchte. Kalepky zufolge hat man es hier mit einer ›verdeckten‹ oder ›verschleierte‹ Rede zu tun, die man erst erraten muss. *De dicto* spricht der Autor, *de re* im eigentlichen Sinne allerdings der Sprecher, dessen Rede wiedergegeben wird. Doch für Bachtin ist auch die Hypothese einer Verschleierung trügerisch, da es nicht darum geht, den wahren Sprecher ausfindig zu machen. Es gibt in dieser Form »kein ›Entweder-oder-Dilemma‹, sondern ihr Spezifikum besteht gerade darin, daß *sowohl* der Autor, *als auch* der Held aus ihr sprechen, daß hier, innerhalb der Grenzen einer sprachlichen Konstruktion, die Akzente von zwei verschieden gerichteten Stimmen bewahrt werden«²⁵.

24 Valentin N. Vološinov: *Marxismus und Sprachphilosophie* (1929), hrsg. u. eingel. v. Samuel Weber, Frankfurt a. M./ Berlin/Wien: Ullstein 1975, S. 213.

25 Ebd., S. 215.

Wie soll man nun diese bislang noch namenlose Form bezeichnen, die weder eine bloße Zusammenlegung zweier anderer noch eine völlig eigenständige darstellt?

Nachdem er sich von Toblers Konzept der Übereinanderlegung und Eugen Lerchs ›Rede als Tatsache‹ gleichermaßen distanziert hat, bemüht sich Bachtin, die ›uneigentliche direkte Rede‹ (wie er die Zwitterform einem Vorschlag Gertraud Lerchs zufolge nennt) von der erlebten Rede und der stellvertretenden Rede abzugrenzen, die im Zuge einer zunehmenden Psychologisierung in die Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts Einzug hält. Für Bachtin beruht die uneigentliche direkte Rede auf einer dialogischen *Interferenz*. Die beiden verschränkten Reden stehen in keinem Substitutions- oder Repräsentationsverhältnis, sondern beeinflussen und verschieben sich gegenseitig, weniger trotz als vielmehr aufgrund ihres jeweiligen Widerstandes, wie dies formvollendet in Dostojewskis *Idioten*, kurz vor Myschkins epileptischem Anfall, sinnbildlich zum Ausdruck kommt.

Für Bachtin sind diese Beispiele weit mehr als ein Kuriosum literaturwissenschaftlicher Poetik, sie decken vielmehr ein Merkmal auf, das jedes gesprochene Wort, zumal das alltägliche, kennzeichnet. So sehr eine Wiederholung des fremden Wortes unwiderrufflich dessen Eigenständigkeit in Frage stellt, so sehr erweist sich der Gedanke eines urtümlich ›eigenen‹ Wortes als unhaltbar. Es gilt daher zu verstehen, dass die Sprache stets anderswo beginnt, aber niemals in einem reinen, von mir abgetrennten Außen; sie führt vielmehr die »unaufhebbare Notwendigkeit des indirekten, vorbehaltlichen, gebrochenen Sprechens«²⁶ vor Augen. Mit einem Wort Bachtins, das auch Bernhard Waldenfels in seiner *Vielstimmigkeit der Rede* leitmotivisch heranzieht: »Das Wort der Sprache ist ein halbfremdes Wort.«²⁷

26 Michail M. Bachtin: Die Ästhetik des Wortes, hrsg. v. Rainer Grübel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 215.

27 Ebd. Die Figur der indirekten Rede ist in Waldenfels' Arbeiten nicht nur ein Untersuchungsgegenstand, sondern darf als programmatische Zugangsweise für seine Phänomenologie der Fremdheit gelten. Vgl. Bernhard Waldenfels: »Indirekte Sicht- und Sprechweise« in: ders., *Verfremdung der Moderne. Phänomenologische Grenzgänge*, Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge 10, Essen: Wallstein 2001, S. 92-96.

In der französischen Nachkriegsphilosophie wurden Bachtins Studien unter anderem von Gilles Deleuze aufgegriffen, dem der *discours indirect libre* in dem mit Félix Guattari verfassten *Tausend Plateaux* und später in den Kinobüchern als Grundbegriff dient. Laut Deleuze, der hier Bachtins Kritik an Tobler wieder aufgreift, handelt sich bei dieser ›indirekten freien Rede‹ nicht um eine Vermischung von zwei bereits konstituierten sprechenden Aussagesubjekten, von denen eines das Wiedergebende und das andere das Wiedergegebene wäre. Vielmehr habe man es mit einer sprachlichen *agency*, einem *agencement d'énonciation* zu tun, das zwei voneinander untrennbare Subjektivierungen hervorruft: eine sogenannte »erste Person« und eine andere anonyme Person, die der Geburt der ersten beiwohnt und sie inszeniert. Anstelle einer Vermischung oder Vermittlung, die die Einheit des Systems wahr, findet eine Differenzierung zweier korrelativer Subjekte in einem selbst heterogenen System statt.²⁸

Bachtins Gedanke, dass jede Rede je schon mit Fremdheit durchsetzt ist, radikalisiert Deleuze zu der These: »[D]ie ganze Sprache ist [...] ein indirekter Diskurs. Es ist keineswegs so, daß die indirekte Rede eine direkte Rede voraussetzt; die Letztere wird vielmehr aus der ersten extrahiert [...].«²⁹ Diese allgemeine Sprachtheorie aus dem Geiste der indirekten Rede richtet sich unverhohlen gegen eine andere, weit verbreitete Sprachauffassung, der Deleuze ein Ende setzen möchte. Der ›dissymmetrische Prozess‹, der in der indirekten freien bzw. uneigentlichen direkten Rede zu Tage tritt, sperrt sich gegen eine Vereinnahmung, sei es durch den Wiedergebenden oder den Wiedergegebenen, und keiner der beiden kann sich als eine dem anderen vorgeordnete Sprechinstanz behaupten. Wenn in der Sprache als stets indirekt verfasster von einer Übertragung auf eine syntaktisch höhere Stufe keine Rede sein kann, muss man sich vom dem Gedanken ver-

28 Vgl. Gilles Deleuze: *Cinéma 1. L'Image-Mouvement*, Paris: Minuit 1983, S. 106 (dt. *Das Bewegungsbild. Kino 1*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, S. 105).

29 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Mille Plateaux*, Paris: Minuit 1980, S. 106 (dt. *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve 1992, S. 118).

abschieden, Sprachlichkeit beruhe auf metaphorischer Übertragung. Die Auffassung, ein Wort sei ein ›Wort für‹ suggeriert Deleuze zufolge, es gäbe etwas, das der Übertragung vorausginge, ein Abzubildendes und Repräsentierbares. Bachtins ›stellvertretende Rede‹ wäre damit noch immer nicht verlassen. Stattdessen heißt es in *Tausend Plateaus*:

»Die erste Sprache oder vielmehr die erste Bestimmung, die die Sprache erfüllt, ist nicht die Trope oder Metapher, sondern die indirekte Rede [...] Es gibt viele Leidenschaften in einer Leidenschaft und alle möglichen Stimmen in einer Stimme, ein regelrechtes Stimmengewirr, eine Glossolalie. Aus diesem Grund ist jede Rede, jeder Diskurs indirekt; und die der Sprache eigene Translation ist die der indirekten Rede.«³⁰

Das Modell der Sprache hält daher der Schizophreniker bereit, der *in sich Stimmen* hört, der weniger spricht, als dass er – der Ausdruck sei hier gestattet – *gesprochen wird*.³¹

*

Trotz der erheblichen Divergenzen, die Deleuzes und Merleau-Pontys Projekte voneinander trennen, lassen sich in diesem Punkt dennoch interessante Brücken schlagen. Auch Merleau-Ponty interessiert sich bereits in den Pädagogik-Vorlesungen der späten 40er und frühen 50er Jahre an der Sorbonne für die Verbalhalluzinationen der Schizophreniker. Unter Berufung auf die Arbeiten des Psychiaters Daniel Lagache weist Merleau-Ponty nach, dass die Unterscheidung in Aktivität und Passivität in der Rede relativiert werden muss. Wenn ich dem Anderen beim Sprechen zuhöre, bin ich nicht etwa untätig, sondern greife bereits stets seinen

30 Ebd., frz. 97/ dt. 108.

31 Ausführlicher zu diesem gesamten Fragekomplex: Alain François: »Comment dans l'œuvre de Gilles Deleuze, le discours indirect reprend et élargit le champ de la description«, in: Les Papiers du Collège International de Philosophie, n°10 (<http://www.ci-philosophie.fr/pdf/Papier10.pdf>) (Stand 17. Februar 2006). Eine ebenso elegante wie überzeugende Anwendung des *discours indirect libre* auf das Werk des späten Kafkas findet sich bei Joseph Vogl: »Vierte Person. Kafkas Erzählstimme«, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 68/4 (1994), S. 745-756.

Worte vorweg, bereite sie vor und begleite sie, schon allein um sie selbst nachzuvollziehen. Der Schizophrener wäre damit nur ein äußerster Fall dieser Vorwegnahme des fremden Wortes, das sich jeglicher Rezeptivität verschließt und die fremde Stimme in sich selbst hervorbringt. Das Paradoxon bestünde mithin darin, dass der Schizophrener die Fremdheit des Wortes gerade verleugnet, während der normale Sprecher die Virtualitäten des anonymen Sprachfeldes, das sich zwischen den Rednern aufspannt, unbewusst zu nutzen weiß.³² Sprache existiert somit nur unter der Voraussetzung einer Verflüssigung der hermetischen Ich-Sphäre.

Damit ist umgekehrt aber auch ausgedrückt, dass die Ineinanderblendung von Sprechen und Gesprochenwerden nicht erst ein Signum der Pathologie ist, sondern *in nuce* bereits in jedem gesunden Menschen liegt: In dem Vorwort von 1960 zu dem Aufsatzband *Signes* findet sich folgende Gleichung, die auch mir als Titelzitat diente: »Auf diese Weise *finden sich* die Dinge *gesagt* und *gedacht*, wie durch ein Reden und ein Denken, das nicht wir haben, sondern das uns hat«. ³³ In diesem Satz ist nicht nur eine große Nähe zu ähnlichen Formulierungen aus *Mille Plateaux* bezeugt, es drängt sich ebenfalls, gleichsam von selbst, ein Vergleich mit Heideggers These auf: ›Die Sprache spricht, nicht der Mensch‹. Trotz sichtlicher Einflüsse durch die intensive Heidegger-Lektüre in den späten 50er Jahren unterscheidet sich Merleau-Pontys Denken jedoch im Vorgehen auch deutlich davon. In der Vorlesung von 1958-1959 am Collège de France, die unter dem Titel *Möglichkeit der Philosophie* herausgegeben wurde, fasst Merleau-Ponty seine Kritik an Heideggers Fundamentalontologie des Seins ohne Seienden zusammen:

»Nennt man ›Philosophie‹ die Untersuchung des Seins oder des *Ineinander**, so bleibt zu fragen, ob sie nicht bald zum Schweigen verurteilt wird, - zu einem Schweigen, das Heidegger in Abständen mit seinen kleinen Schriften bricht. Hängt dieses Schweigen aber nicht gerade damit zusammen, daß Heidegger stets einen unmittelbaren Ausdruck des Fundamentalen gesucht hat [...]?«³⁴

32 Vgl. Maurice Merleau-Ponty: *Psychologie et pédagogie de l'enfant*. Cours de Sorbonne 1949-1952, Lagrasse: Verdier 2001, S. 58ff.

33 Maurice Merleau-Ponty: *Signes*, Paris: Gallimard 1960, 35f.

34 Maurice Merleau-Ponty: *Résumés de cours*. Collège de France 1952-1960, Paris: Gallimard 1968, S. 156 (dt. Vorlesungen I, übers. u.

Im darauf folgenden Jahr ist ein erheblicher Teil der Vorlesung *Die Philosophie heute* von 1959-1960 einer detaillierten Darstellung von Heideggers Ontologie der Sprache gewidmet, die schließlich in der lapidaren Notiz endet: » er sucht einen direkten Ausdruck des Seins, von dem es, wie er andererseits beweist, keinen direkten Ausdruck geben kann. Man müsste sich um den indirekten Ausdruck bemühen, i.e. das Sein durch die *Winke** des Lebens, der Wissenschaft usw. sichtbar machen«.35

Dieses Verfahren wird etwa in der Bestandsaufnahme der ›kulturellen Symptome‹ anschaulich, mit der Merleau-Ponty seine Vorlesung *Die Philosophie heute* einleitet: »Seit Proust, Joyce, den Amerikanern ist die Bedeutungsweise indirekt: Ich-die Anderen-die Welt werden willentlich vermischt, sie sind ineinander verwickelt, durch den anderen jeweils in einem lateralen Verhältnis ausgedrückt«.36 Kritisiert wird damit die klassische Literatur des 19. Jahrhunderts, die die Erzählbarkeit von Welt rettet, entweder indem sie das Sagen ganz auf die Seite der Verobjektivierung schlägt oder aber in die inneren Fluchten des Subjets verlegt. »Ob objektiv oder subjektiv will der klassische Roman thetisch oder thematisch sein: Rahmenbeschreibung, Gefühlsanalysen, Aussagen.«37 Der moderne Roman hingegen zweifelt an der direkten Beschreibbarkeit, die Rede ist gebrochen und die Stimmen vervielfältigen sich ins Unendliche. Bei Joyce wird der Nebel der inneren Monologe durch den Einbruch der anderen durchbrochen, die amerikanische Literatur kreist um den Status der dritten Person, Faulkner durchtränkt die Sprache mit freien Träumereien, und bei Proust, dessen Stil scheinbar klassisch daherkommt, geht es darum, zu erkennen, was sich zwischen dem Beschriebenen abspielt, in den unthematisierbaren Zwischenräumen. Nach dem Vorbild dieser literarischen Sprache, die sich ihrer Grenzen bewusst geworden ist, müsse, so Merleau-Ponty, auch die philosophische Terminologie verwandelt werden. Zu beschreiben hieße dann nicht mehr zu berichten, was wir vor uns haben, sondern was wir

eingel. v. Alexandre Métraux, Berlin/New York: de Gruyter 1973, S. 117).

35 Maurice Merleau-Ponty: Notes de cours au Collège de France 1958-1959 et 1960-1961, Paris: Gallimard 1996, S. 148 (Übers. E.A.).

36 M. Merleau-Ponty: Notes de cours, S. 49.

37 Ebd.

gerade nicht *haben* und stets gewinnen müssen. Der Traum einer transparenten Sprache, die hinter das Beschriebene zurücktreten könnte, die »sich darin aufbraucht, die Dinge selbst erscheinen zu lassen«³⁸, ist ausgeträumt.

*

Kurz vor seinem plötzlichen Tod entdeckt Merleau-Ponty die Romane von Claude Simon, allen voran *Die Straße in Flandern*³⁹, dessen Wirkung auf den Autor der *Phänomenologie der Wahrnehmung* wohl nur mit der Wirkung von Prousts Recherche vergleichbar ist. Die Erzählung beginnt aus der Ich-Perspektive und verschiebt sich nahtlos und vom Leser unbemerkt in eine Rede in der dritten Person und wieder zurück. Wer ist es, der hier spricht? Der Protagonist Georges? Eine Gestalt, die sich selbst mit dem Hauptmann Reixach identifiziert? Das anonyme Stimmengewirr der Soldaten, deren sinnloses Geschwafel von Claude Simon als uneigentliche direkte Rede inszeniert wird? Redner und Perspektiven treten hier zurück hinter eine vielschichtige Überlagerung von Sprachereignissen, die rekursiv eingeholt werden. Der Roman kreist um ein Ereignis – den Tod des Hauptmanns –, das sich bereits ereignet hat und doch permanent aufgeschoben wird und noch vor uns liegt. *Was hat sich ereignet?* – die Frage kommt nach und nach zur Deckung mit der Frage: *Wie ereignet es sich?*

In der Arbeitsweise des künftigen Nobelpreisträgers erkennt Merleau-Ponty unmittelbar ein literarisches Vorbild für dasjenige, was er selbst philosophisch umzusetzen sucht. Eine Sprache des Ereignislassens bediene sich, wie Merleau-Ponty bemerkt, des Partizip Präsens, es entstehen neue grammatische Formen: »Man liest nicht mehr Ich oder er / Es entstehen Zwischenpersonen«. ⁴⁰ Eine »erste-zweite-Person«⁴¹, die an Michel Butors Roman *La modification* erinnert, der sich durchgängig an ein Du richtet, in dem weniger ein tatsächlicher Adressat zu erkennen sein dürfte als die Un-

38 M. Merleau-Ponty: Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens, S. 167.

39 Claude Simon: *La Route des Flandres*, Paris: Minuit 1960 (dt. Die Straße in Flandern, übers. v. Eva Moldenhauer, Köln: DuMont 2003).

40 M. Merleau-Ponty, *Notes de cours*, S. 215.

41 Ebd.

fähigkeit, das Ich auszusprechen. In der letzten, nicht mehr abgeschlossenen Vorlesung am Collège de France zur neuen Ontologie 1960-1961 wird Claude Simon ein wichtiger Platz eingeräumt:

»Die relative oder totale Vertauschung der Redner [...] um zu zeigen, daß wir nicht mit einem Bewußtsein leben, von dem jedes einzelne ein unveräußerliches und unersetzbares Ich wäre, sondern mit Menschen, die einen Sprachkörper besitzen und ihn austauschen. Jeder kann, je nach Augenblick, Ich, Du oder Er sein, oder (was noch etwas anderes ist) Bestandteil eines Wir, Ihr oder Sie und zwar sich selbst gegenüber. Indem wir in der Sprache leben sind wir nicht nur Ich, wir durchwandern alle grammatikalischen Personen [...].«⁴²

Für Merleau-Ponty unterscheidet sich Claude Simons Schreiben auch insofern von Prousts *Recherche*, als in letzterem Ereignisse, die der Protagonist selbst nicht erlebt haben kann (so etwa Swanns Jugendjahre) in den Bannkreis eines auktorialen, einführenden Erzählers aufgesaugt werden. Simons Romane bringen hingegen eine durch die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs verletzte Sprache ins Spiel, die sich ihrer selbst nicht mehr gewiss ist und an der Erzählbarkeit überhaupt Zweifel hegt. Damit ist jedoch genau das Gegenteil gemeint von einer Hermetisierung der Sprache. Anstelle von Novalis' *Selbstsprache*, auf die Simon gelegentlich verweist, eine Sprache also, die nur sich selbst sagt, sucht *Die Straße in Flandern* den sich immer wieder neu ereignenden Einbruch des Realen in die Sprache.

Im Kommentar zu Claude Simon schimmert filigran auch Merleau-Pontys Neukalibrierung des Beschreibungsbegriffs durch. »Die Arbeit besteht im Übrigen«, so heißt es in den dichten und oft elliptischen *Cinq notes sur Claude Simon*, »nicht nur darin, das Erlebte ›in Worte zu verwandeln‹; es geht darum *das Empfundene sprechenzulassen*«. ⁴³ Diese paradoxe doppelte Verschränkung, in der Referierendes und Referiertes nicht ohne einander existieren, umgekehrt jedoch nie ineinander fallen, muss mit Merleau-Ponty als Chiasma gedacht werden. »Von da aus eine Vorstellung von der Philosophie ausarbeiten: sie kann nicht totaler und aktiver Zu-

42 Ebd.

43 Maurice Merleau-Ponty: *Parcours deux, 1951-1961*, hrsg. v. Jacques Prunair, Lagrasse: Verdier 2000, S. 313 (Übers. E. A.).

griff, intellektuelle Inbesitznahme sein, weil das, was es zu erfassen gilt, eine Enteignung ist.«⁴⁴

Merleau-Pontys indirekte Ontologie wäre somit ein Entwurf einer Philosophie des *Dennoch*. Jenseits der Kränkung einer selbstmächtigen Sprache und den Versuchungen des Verstummens bleibt ein sprachlicher Spielraum der Deskription, der weniger das Gesehene versprachlicht als mit den Mitteln der Sprache ›sehen lässt‹, wie es in dem von Claude Simon zitierten Vorwort von Joseph Conrads *Der Nigger vom Narzissus* heißt. Wenn die Philosophie »dennoch sprechen kann [...] so deshalb [...], weil man nicht nur von dem spricht, was man weiß, um es öffentlich auszustellen, sondern auch von dem, was man nicht weiß, um es in Erfahrung zu bringen, und weil die entstehende Sprache, zumindest lateral, eine Ontogenese zum Ausdruck bringt, an der sie selbst teilhat.«⁴⁵ Damit verwandelt sich das ursprünglich linguistische Problem der indirekten Rede in ein leiblich-existentielles. Als Metapher für diese fremde Präsenz, die das Eigene ständig unterminiert und sich darin buchstäblich einverleibt, für dessen Überleben jedoch unabdingbar ist, wählt Merleau-Ponty *la greffe*, die Transplantation – und mit seinen Worten möchte ich schließen: »Jede Literatur ist Transplantation, Pfropfung. Die ›Ideen‹ (selbst die der ›Intelligenz‹) wachsen stets seitlich, diagonal (selbst in der Philosophie).«⁴⁶

Literatur

Austin, John L.: *How to do Things with Words* (1962), Oxford: University Press 1975.

Coulmas, Florian: »Reported speech. Some general issues«, in: ders. (Hg.), *Direct and Indirect Speech*, Berlin u.a.: Mouton, de Gruyter 1986, S. 1-28.

44 M. Merleau-Ponty, *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, dt. S. 334/frz. S. 319.

45 M. Merleau-Ponty, *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, dt. 139/frz. 139.

46 M. Merleau-Ponty, *Notes de cours*, S. 219.

- Deleuze, Gilles: *Cinéma 1. L'Image-Mouvement*, Paris: Minuit 1983 (dt. *Das Bewegungsbild. Kino 1*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989).
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix: *Mille Plateaux*, Paris: Minuit 1980 (dt. *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve 1992).
- François, Alain: »Comment dans l'œuvre de Gilles Deleuze, le discours indirect reprend et élargit le champ de la description«, in: *Les Papiers du Collège International de Philosophie*, n°10, <http://www.ci-philosophie.fr/pdf/Papier10.pdf> (Stand 17. Februar 2006).
- Husserl, Edmund: *Husserliana (Hua)*, Den Haag: Nijhoff 1950ff.
- Merleau-Ponty, Maurice: »Das indirekte Sprechen und die Stimmen des Schweigens« (1952), in: ders., *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*, Hamburg: Meiner 2003, S. 111-175.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Signes*, Paris: Gallimard 1960.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Psychologie et pédagogie de l'enfant. Cours de Sorbonne 1949-1952*, Lagrasse: Verdier 2001.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Résumés de cours. Collège de France 1952-1960*, Paris: Gallimard 1968 (dt. teilweise in: *Vorlesungen I*, übers. u. eingel. v. Alexandre Métraux, Berlin/New York: de Gruyter 1973).
- Merleau-Ponty, Maurice: *Notes de cours au Collège de France 1958-1959 et 1960-1961*, Paris: Gallimard 1996.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Le visible et l'invisible, suivi de Notes de travail*, hrsg. v. Claude Lefort, Paris: Gallimard 1964 (dt. *Das Sichtbare und das Unsichtbare, gefolgt von Arbeitsnotizen*, München: Fink 1986).
- Merleau-Ponty, Maurice: *Parcours deux, 1951-1961*, hrsg. v. Jacques Prunair, Lagrasse: Verdier 2000.
- Michail M. Bachtin: *Die Ästhetik des Wortes*, hrsg. v. Rainer Grübel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
- Orth, Ernst Wolfgang: »Beschreibung in der Phänomenologie Edmund Husserls«, in: *Perspektive und Probleme der Husserlschen Phänomenologie, Phänomenologische Forschung 24/25*, Freiburg/München: Alber 1991, S. 8-45.
- Simon, Claude: *La Route des Flandres*, Paris: Minuit 1960 (dt. *Die Straße in Flandern*, übers. v. Eva Moldenhauer, Köln: DuMont 2003).

- Sommer, Manfred: Husserl und der frühe Positivismus, Frankfurt a. M.: Klostermann 1985.
- Tobler, Adolph: »Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik«, Zeitschrift für Romanische Philologie (1887), Bd. XI, S. 433-461.
- Tobler, Adolph: »Mischung indirekter und direkter Rede in der Frage«, Zeitschrift für Romanische Philologie (1900), Bd. 24, S. 130-132.
- Vogl, Joseph: »Vierte Person. Kafkas Erzählstimme«, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (1994), 68/4, S. 745-756.
- Vološinov, Valentin N.: Marxismus und Sprachphilosophie (1929), hrsg. u. eingel. v. Samuel Weber, Frankfurt a. M./Berlin/Wien: Ullstein 1975.
- Waldenfels, Bernhard »Indirekte Sicht- und Sprechweise« in: ders., Verfremdung der Moderne. Phänomenologische Grenzgänge, Essener Kulturwissenschaftliche Vorträge 10, Essen: Wallstein 2001, S. 92-96.
- Wirth, Uwe: »Prolegomena zu einer allgemeinen Greffologie« in: ATOPIA 9 (2006), Thema »greffe/graft/graphium«:
<http://www.atopia.tk/index.php/greffe9/ProlegomenazueinerallgemeinenGreffologie.html> (Stand: 1. November 2006).
- Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.